

VON KATHRIN WERNER
Über die Narbe streicht die Mutter nur ganz sacht. Ist ja längst verheilt, aber Banaicy Johnny weilt noch, wie die Wunden aus-sahen, kurz nachdem die Ärzte ihr Baby aufgeschrien hatten. Sie wickelt vorsichtig über die Narbe, die sich vom Hals bis zur Mitte des kleinen Bauchs zieht, eine rosafarbene Furche. Das Baby ist ruhig, waschen mag es.

Waseela ist fast vier Monate alt und hat einen großen Teil ihres Lebens im Krankenhaus verbracht. Sie hat nur ein halbes Herz. Vier Tage nach ihrer Geburt hatte sie eine komplizierte Operation, die nur die besten Kinderherzchirurgen schaffen. 60 000 bis 70 000 Euro kostet jede Operation. Und es werden noch mehrere nötig sein, dazu kommen die Kosten für die vielen Wochen Krankenhaus für die Nachsorge, die Medikamente. Das deutsche Gesundheitssystem funktioniert, die Krankenkasse übernimmt alles. Wäre Waseela nicht in München zur Welt gekommen, sondern in Sierra Leone, dem Heimatland ihrer Eltern, hätte sie nicht überlebt. „Wir danken Gott für die Ärzte im Krankenhaus“, sagt ihr Vater, Lamin Johnny. „Aber dann mussten wir nach Hause.“

Das Zuhause von Banaicy, Lamin und Waseela Johnny ist eine Flüchtlingsunterkunft, auf die die Sonne knallt. Wenn draußen Grad sind, sind drinnen 30 Grad. Wenn draußen 30 Grad sind, sind drinnen 40 Grad. Die Luft steht feucht und reglos. Bevor die Ärzte Waseela aus dem Krankenhaus entließen, haben sie den Eltern gesagt, wie sie sich um das kleine, schwache Baby mit dem halben Herzen kümmern müssen. Wichtig: Das Kind braucht Ruhe und Sauberkeit. Wenn es zu heiß wird, fängt ihr Herz an zu rasen. Und wenn es zu sehr rast, kann es stehen bleiben. „Es ist sehr schwer für uns hier“, sagt der Vater. „Wir haben ständig Angst“, sagt die Mutter. Das deutsche Sozialsystem funktioniert nicht. Für eine Familie in einem sehr kleinen Baby gibt es keine Wohnung, denn Wohnungen sind zu teuer.

An der Kreuzung zweier Durchgangstraßen steht hinter stählernen Zäunen ein Stapel dunkelgrauer und orangefarbener Container, ein Stapel dunkelgrauer und roter Container, dahinter ein dritter Stapel hellgrauer Container, in denen im zweiten Stock die Familie Johnny wohnt. Der Linoleumboden federt unter ihren Schritten, Stimmen hallen durchs Treppenhaus und durch den Flur. Manchmal streiten die Nachbarn nachts laut. Manchmal kommt die Polizei. Manchmal weint irgendwo ein Kind. Die Wände sind mit Plastik verkleidet und klingen hohl, wenn man gegen sie klopft. Nichts ist stabil, nichts ist für die Dauer gemacht.

Draußen hat es 30 Grad, drinnen 40, und das kranke Baby hechelt

Die Johnnys leben hier seit mehr als fünf Jahren in zwei Containern. Zwei Mal 13,87 Quadratmeter, dazwischen eine Verbindungstür. Der eine Container ist ihr Wohnzimmer, Esszimmer, Spielzimmer, Küche, Arbeitszimmer und das Schlafzimmer des größten Kindes, Abass, der 16 Jahre alt ist. An der Wand lehnt eine fleckige Matratze, die er abends auf den freien Platz auf dem Boden legt. Ein Sofa, ein Fernseher, ein Kühlschrank, ein Tisch, an der Wand nebeneinander drei Stühle. Nirgends liegt Spielzeug herum, es ist sehr ordentlich. Der andere Container ist das Schlafzimmer der anderen fünf Johnnys. Es gibt ein Ehebett mit orangefarbenem Überwurf und daneben an der Wand drei Babybetten. Amira und Eliza, Waseelas Schwestern, sind dreieinhalb und fast fünf Jahre alt und eigentlich schon zu groß für die Betten, aber für größere ist kein Platz. „Ich dachte, wir bleiben hier nur vorübergehend“, sagt Banaicy Johnny. „Ich dachte, wenn wir unsere Papiere bekommen, ziehen wir aus.“



Schlag weiter, halbes Herz

Waseela ist mit einem schweren Herzfehler zur Welt gekommen, braucht Ruhe und Sauberkeit. Aber wie soll das gehen? Ein Besuch in einem Münchner Wohncontainer, auf den die Sonne knallt



ritas hat geholfen, einen Schwerbehindertenausweis für Waseela zu besorgen, um ihre Chancen auf eine Sozialwohnung zu verbessern. Waseelas Nachsorgechwester, die ihr einen Ventilator besorgt hat, ihr Kardiologenteam und ihre Kinderärztin haben mehrere Schreiben an das Wohnungsamt verfasst: „Die Wohnverhältnisse der Familie lassen keine normale Entwicklung zu, das Kind ist dadurch in der gesunden Weiterentwicklung gefährdet.“ Aber es half nichts. Es gibt keine Wohnung für Familie Johnny.

Der Mann, der den Mangel verwaltet, heißt Gerhard Mayer. SPD-Mitglied, Jeans und Tweed-Sakko, seine Gummisohlen quatschen auf dem Linoleumboden. Er leitet das Münchner Amt für Wohnen und Migration und ist zuständig für die städtischen Flüchtlingsheime und auch dafür, den Geflüchteten eine richtige Wohnung anzubieten, wenn das Asylverfahren abgeschlossen ist. Tausende Menschen sollten eigentlich nicht mehr in den Flüchtlingsunterkünften leben, finden aber einfach nichts anderes, sagt er. „Ein Verbleib von vier bis fünf Jahren ist leider normal.“

Sein Amt nennt Fälle wie die der Johnnys „Statuswechsler“, die Regierung von Oberbayern, die das Containertlager der Johnnys und viele andere Unterkünfte betreibt, nennt sie „Fehlbeleger“, weil sie eigentlich in den Flüchtlingsheimen nichts mehr zu suchen haben, die Behörden sie aber nicht in die Obdachlosigt entlassen. Für jeden Fehlbeleger, der in einem Mehrbettzimmer wohnt, ist laut städtischer Gebührensatzung eine Monatsgebühr von 283,31 Euro fällig, die das Jobcenter bezahlt. Fehlbeleger gibt es überall in Deutschland, in jeder Stadt, in der Menschen Arbeit finden können. Die Flüchtlingsheime, als Provisorium geplant, sind ein Zuhause für Zehntausende. Auch für kleine Menschen, die für Hunderttausende Euro am Herzen operiert werden. Für die aber kein Geld da ist, um eine Woh-

nung zu finden. Vor der Pandemie ist Banaicy Johnny alle zwei Wochen zum Wohnungsamt gegangen und hat gefragt, ob es endlich eine Wohnung für sie gibt. Sie solle auf Post warten oder in zwei Wochen wiederkommen, sollen die Sachbearbeiter jedes Mal gesagt haben. Aber es kam nie Post. Auf dem freien Wohnungsmarkt Geflüchtete kaum eine Chance, weil sie sich die meisten Wohnungen nicht leisten können, und viele Vermieter ungern Flüchtlinge aufnehmen, erst recht Flüchtlinge mit vielen Kindern, sagt Wohnungsamtchef Mayer. Und Sozialwohnungen fehlen nun einmal. „Unser Plan ist bauen, bauen, bauen“, sagt er. „Aber das Wohnungsamt kann auch keine Wohnungen herzaubern.“

40 000 Anträge auf geförderter Wohnraum gehen bei Mayers Mitarbeitern pro Jahr ein, 14 300 davon bewilligen sie. Am Ende vermittelt sie 3 400 Wohnungen. Im Moment dauert es acht Monate, bis Anträge überhaupt bearbeitet werden können, das Amt ist unterbesetzt. „Menschen bekommen schon Wohnungen, aber es dauert halt“, sagt Mayer. „Glücklich macht mich das nicht.“

Waseela hat oft Hunger. Ihr Herz arbeitet so hart, dass sie viele Kalorien braucht

An den Bürowänden in seinem Amt hängen Poster: „Jeder hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit“. Oder: „Alle haben Anspruch auf gleichen Schutz gegen jede Diskriminierung und gegen jede Aufhetzung.“ Und: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Familie Johnny hat wegen der vielen Kinder und der kranken Waseela die höchste Dringlichkeitsstufe bei der Bewerbung um Sozialwohnungen. Aber damit sind sie nicht die einzigen. Sie dürfen sich nur auf

Waseela ist fast vier Monate alt, einen großen Teil davon verbrachte sie im Krankenhaus. Sie hat nur ein halbes Herz. Ihre Familie lebt noch in der Flüchtlingsunterkunft, obwohl sie gültige Aufenthaltstitel hat, obwohl sie Steuern zahlt und obwohl die Kinder miteinander Deutsch sprechen. FOTOS: CATHERINA HESS

Vier- oder Fünf-Familien-Wohnungen bewohnen – und davon gibt es fast keine. Also bleiben sie in den zwei heißen Stahlboxen, zwei mal 13,87 Quadratmeter.

Waseela hat Hunger. Aber vor dem Flaschen muss sie noch auf die Waage, so wie jeden Vormittag. Ihre Mutter zieht ihr die Body und die Windel aus. „4,82“, sagt sie. „4,82“, wiederholt der Vater und trägt das Gewicht in die Tabelle ein, die er in einen roten Schnellhefter geheftet hat. Er gibt Waseela den Schuller zurück, auf der Schullerkette steht: „Born to fly“.

Morgens und abends messen sie die Sauerstoffsättigung in Waseelas Blut. Gestern Abend lag sie bei 81 Prozent, heute Morgen bei 85 Prozent. Normal ist rund 95 Prozent, aber für Waseela sind das gute Werte.

Jeden Montag und Donnerstag schickt Lamin die Liste mit den Sauerstoffwerten

und dem aktuellen Gewicht an Julia Lemmer. Lemmer arbeitet in einem winzigen Zweierbüro am Deutschen Herzzentrum, Raum 3.163, an der Wand Dankeskarten und Fotos von Kindern, denen sie das Leben gerettet hat. Die Kinderkardiologin hat immer mindestens zwei Handys dabei, auf denen pausenlos Nachrichten von Eltern ankommen. Dann sucht sie nach, ob Sauerstoffwerte und Bluterinnungsmitteldosierung richtig sind, oder ob bei einer ihrer Familien etwas Schlimmes passiert ist.

Lemmer hat mit ihrer Kollegin, der Kinderkardiologin Birgit Beckmann, ein spendenfinanziertes Nachsorgeprojekt gegründet für Kinder mit schweren Herzfehlern wie Waseelas hypoplastische Linksherzsyndrom. Sie sind immer erreichbar, auch am Wochenende, auch an Weihnachten. „Natürlich schlafe ich mal“, sagt Lemmer. „Die Eltern wissen das und warten bis zum Morgen. Die meisten zumindest.“

Früher musste die Klinik die Eltern mit ihren Kindern nach den Herzoperationen und Kinderärzten kennen sich mit so seltenen Herzfehlern nicht aus, wenn etwas am Wochenende passiert, sind die Bereitschaftsärzte oft hilflos.

„Wir haben immer wieder Babys verloren“, sagt Lemmer. Seit Beckmann und sie rund um die Uhr ihre Handyadressen leiten, ist kein Kind mehr gestorben. Neulich erst hat Lamin Johnny ein Foto von Waseela Leiste geschickt, an der sich eine Beule an der Narbe vom Katheter gebildet hatte. Sie antwortete sofort, dass Waseela zurück ins Krankenhaus muss, zumindest für eine Nacht. Also zurück auf Station 3.1.

Lemmer geht durch den Flur der Kinderkardiologie, Station 3.1. Sie winkt den größeren Kindern zu, die in den massiven Krankenhauskinderbetten liegen. Sie grüßt die Schwester, die gerade am sogenannten Stützpunkt Dienst hat und die Monitore in allen Zimmern überwacht. An den Fenstern und Türen Bilder von der kleinen Raupe Nimmersatt, von einer lachenden Giraffe. Eine Mutter beugt sich über ihr Neugeborenes, streicht ihm über das Köpfchen. „Mir geht das immer noch nah, man kann sich nicht daran gewöhnen“, sagt Lemmer. Erst neulich hat ihr eine Mutter geschrieben am Jahresstag der Operation, es fühle sich an wie ein zweiter Geburtstag. „So etwas gibt Kraft, weiterzumachen.“

Banaicy Johnny war das erste Mal hier, als Waseela noch nicht geboren war. Sie hat gelernt, was auf sie zukommen würde. Welche Operationen, insgesamt mindestens drei. Die erste kurz nach der Geburt. Die zweite nach drei bis vier Monaten. Die dritte zwischen einhalb und zwei. „Wenn wir die Eltern zum ersten Mal sehen, erzählen wir ihnen, dass die Kinder nicht 80 Jahre alt werden, wahrscheinlich nicht mehr 60. Aber sie können ein gutes Leben leben“, sagt Lemmer. „Sie haben eine gute Chance in den Kindergärten und in die Schule zu gehen, am Schulsport teilzunehmen, Freunde zu haben, vielleicht sogar mal selbst eine Familie zu gründen.“ Noch in den Neunzigerjahren sind Kinder mit Waseelas Herzfehler nach der Geburt gestorben, die Ärzte konnten nichts für sie tun.

Waseela ist in einer anderen Münchner Klinik geboren und noch am Tag ihrer Geburt ins Deutsche Herzzentrum München verlegt worden. Kinderintensivstation 3.3, ihre Sauerstoffsättigung war schlecht. Dann die erste Operation. Die Chirurgen haben ihre verengte Körperschlagader mit der Lungenarterie zu einem einzigen Gefäß vernäht und die Schlüsselbeinarterie und die Lungenarterie mit einem Kunststofftrichter verbunden. Ein Babyherz ist so groß wie eine Walnuss. Die OP hat sechs Stunden gedauert. Danach wieder Intensivstation, nach fast vier Wochen dann Station 3.1. Dann noch ein paar Tage in einem anderen Krankenhaus. Die Eltern führen die ganze Zeit hin und her zwischen Klinik und Container, wo die anderen Kinder sie brauchen. Am 10. Mai durfte Waseela nach Hause.

Lamin Johnny hält Waseela im Arm, sie schaut aus müden Augen. „Manchmal möchte sie nur im Arm gehalten werden“, sagt der Vater. Sie hat wieder nicht viel geschlafen. An den Styropor-Deckenplatten sind Wasserflecken. Banaicy Johnny zieht ein weißes Rüschenkleidchen aus einem Koffer, über das sich ein brackiger brauner Fleck zieht, der Regen. „Das darf ich den Mädchen nicht zeigen, sonst weinen sie“, sagt sie.

Sie hat den großen Kindern lange nicht erzählt, wie krank ihre kleine Schwester ist. Als sie die Diagnose erfuhr in der Schwangerschaft, hat sie sich manchmal hingezettelt und geweint, aber nie lange. „Ich wollte nicht, dass die Kinder mich so sehen.“

„In Afrika habt ihr doch auch kein fließend warmes Wasser“, habe der Hausmeister gesagt“

2015 sind die Johnnys aus Libyen über Mittelmeer gekommen, auf einem Schlauchboot dicht gedrängt mit hundert anderen, um sie herum andere Schlauchboote, manche sanken, Menschen ertranken. Abass war da zehn Jahre alt. Er kann sich noch erinnern, wie die riesige Marine-Fregatte, von Deutschland ins Mittelmeer geschickt, plötzlich vor dem kleinen Boot auftauchte, das langsam Luft verlor. „Ich weiß auch nicht, warum ich keine Angst hatte“, sagt er. „Eigentlich müsste man da Angst haben.“ Aber er hatte ja seine Eltern dabei.

„Ich muss mal“, sagt jetzt Amira, die Tochter. Ihre Mutter holt das Töpfchen hervor. Amira setzt sich zwischen dem Kühlschrank und dem Tisch mit den Cornflakespackungen. Eigentlich könnten beide Mädchen auf die normale Toilette gehen, aber die ist oft zu schmutzig. Ihr großer Bruder geht und leert das Töpfchen aus. Das Bad teilen die Mutter und die anderen mit 20 Frauen und 20 bis 30 Kindern. Es gibt zwei Duschen und drei Waschbecken, von denen aber nur zwei funktionieren, aus aus deren Röhren nur kaltes Wasser kommt. „In Afrika habt ihr doch auch kein fließend warmes Wasser“, habe ihr der Hausmeister gesagt, als Banaicy Johnny sich vor einigen Jahren mal darüber beschwert hat. In der Gemeinschaftsküche gibt es drei Herde, aber manchmal wollen alle Familien gleichzeitig kochen. Abstand halten: unmöglich. Waseela kommt nur aus den zwei Containern raus, wenn sie einen Arzttermin hat. „Wir haben Angst, dass sie sich mit etwas ansteckt“, sagt die Mutter.

Im April 2020 ist einer der Bewohner der Unterkunft an Covid-19 gestorben. Er war 35, kam aus Afghanistan, offenbar wurde er lange nicht getestet oder unterzogen, als er ins Quarantäne- und in der Unterkunft gab und er seine Symptome gemeldet hatte. Ins Krankenhaus kam er erst zu spät.

Corona hat das Leben in den Containertypen noch schwerer gemacht. Wenn einer der Bewohner positiv getestet wird, müssen alle in die Quarantäne. Das ist schon oft passiert. Zwei Wochen lang dürfen die Johnnys und ihre Kinder dann nicht nach draußen. Lamin hat bei jeder Quarantäne seinen Job verloren, der Mal schon.

Waseela ist jetzt eingeschlafen. Wenn alles gut geht, ist ihre Werte gut genug sind, wie sie in die kommenden Monate ins optiert. Dann kommt sie wieder auf Station 3.3, dann auf Station 3.1. Wenn alles gut läuft, darf Waseela nach ein paar Wochen wieder nach Hause. In ihr Zuhause, das kein richtiges Zuhause ist.